

Wittgensteiner Zeitung

Mit den zwei Gratis-Beilagen:

„Der Wittgensteiner“ und „Illustriertes Familienblatt“.

Redaktion, Druck und Verlag von Ernst Schmidt in Laasphe.

Inserate werden die einpaltige Zeile oder deren Raum mit 10 Pf. berechnet, Wiederholungen mit entsprechendem Rabatt.

Nr. 28.

Laasphe, Mittwoch den 7. April 1897.

22. Jahrgang.

Abonnements

für das laufende Quartal werden noch fortwährend angenommen und liefern wird neu hinzutretenden Abonnenten die bereits erschienenen Nummern nach.

Die Expedition.

Der Wechsel in der Leitung des Marineamtes.

(Nachdruck verboten.)

W Laasphe, 6. April 1897.

Nach dem „Hann. Cour.“, der sich bisher als besonders gut unterrichtet in Marineangelegenheiten erwies, wird die Berufung des Kontradmiraals Tirpitz an die Spitze des Marineamtes eine grundsätzliche Veränderung in der Entwicklung unserer Marine zur Folge haben. Es soll sich bei der sog. Marinekrisis in erster Linie um ganz andere Fragen gehandelt haben, als sie vor wenigen Tagen noch die Öffentlichkeit beschäftigten. Die Marinekrisis wäre demnach nicht begründet in der ablehnenden Haltung des Reichstages zur letzten Marinevorlage, das Parlament hätte lediglich die Coullisse abgegeben, zu Vorgängen innerhalb des Marineamtes selbst. Die Idee, als hätte zwischen dem obersten Kriegsherrn und dem Chef der Marineverwaltung, Herrn Hollmann, keine Meinungsverschiedenheit obgewaltet, muß also jetzt stark eingeschränkt werden.

Möglich, ja sogar sicher, ist, daß Herr Hollmann im Amte geblieben wäre, wenn er sämtliche Forderungen seines Etats durchgesetzt hätte. Der Reichstag hätte sich in diesem Falle eben auf das System Hollmann festgelegt. Die leitenden Stellen scheinen sich aber durch die ablehnende Haltung des Reichstages und die Art der Verhandlungen innerhalb desselben überzeugt zu haben, daß die Volksvertretung eher für einen weitläufigeren aber festumgrenzten Plan zu haben sein wird. Tirpitz soll von jeher der Vertreter eines festen Flottenprogramms gewesen sein und ebenso ein Feind der „uferlosen Flottenpläne“, die man Hollmann nicht mit Unrecht zum Vorwurf machte.

Die „Berl. N. N.“ meinen, Tirpitz werde hoffentlich der Koon unserer Marine werden und in diesem Auspruch glaubt die „Voss. Zeitung“ eine Anspielung auf Koon als Konfliktminister zu erblicken. Der dem Anschein nach vorzüglich unterrichtete Gewährsmann des „Hann. Cour.“ schreibt hierzu: „Unseres Erachtens thut man nicht gut, fortwährend Konflikte an die Wand zu malen, Koon war der Reorganisator der preussischen Armee, und es kann niemand etwas gegen den Wunsch, daß Tirpitz in diesem Sinne der Koon der Marine werden möge, einzuwenden haben. In den leitenden Kreisen denkt tatsächlich niemand an einen Marinekonflikt nach dem Muster des Marinekonfliktes aus dem Anfang der sech-

ziger Jahre, und wenn ein Antisemitenblatt behauptet, die Regierung wolle nach Ostern die soeben abgelehnten Marineforderungen im Reichstage in Gestalt einer neuen Vorlage, deren Vertretung Herrn Tirpitz zufallen wolle, wieder einbringen, so ist das einfach Unsinn.“

Herrn Tirpitz Berufung wird als ein sehr glücklicher Griff bezeichnet. Der Kontradmiral gehört schon seit den sechziger Jahren der Marine an und gilt als hervorragender Praktiker und Fachmann, der die ganz besondere Gunst des Kaisers genießt. Im Gegensatz zu Hollmann, der auf Grund der vielfach überschätzten Erfahrungen aus dem japanisch-chinesischen Kriege die Verstärkung der Kreuzerflotte befürwortete, hat er stets die Bildung einer Schlachtflotte mit möglichst gleichartigen Typus vertreten. Seiner Ansicht nach ist jedoch die Vermehrung unserer Flotte auf den Stand der französischen ein Phantom. Wenn wir eine Flotte von der Größe der englischen besäßen, so würde es uns doch unmöglich sein, im Kriegsfalle auf alle Wasserstraßen, die von unseren Handelsschiffen befahren werden, Kreuzer zu jenden. Was wir brauchen, ist eine Schlachtflotte, die uns befähigt, im Kriege die Seeschlacht in heimischen Gewässern zu gewinnen, die uns von den Feinden aufzuzwingen wird.

Der mit dem Dienstantritt des Kontradmiraals Tirpitz beginnende Systemwechsel wird in erster Linie darin bestehen, daß wir zum System einer einheitlichen Schlachtflotte zurückkehren und dabei wohl auch bleiben. Dann wird Herr Tirpitz auch wohl von vorneherein im Reichstage mehr als sein Vorgänger mit der Sprache herausreden und seinen Flottenplan sofort fest begrenzen. Wenn die Volksvertretung sieht, daß die Zeit der uferlosen Pläne endgültig vorüber ist, so wird sie sicherlich nicht der Regierung die zur Sicherung unseres Handels und der Küsten nöthige Summe verweigern.

A. C.

Politische Wochenschau.

* Laasphe 5. April 1897.

Zwei Reichskanzler haben in der vergangenen Woche ihren Geburtstag gefeiert. Am Mittwoch hat Fürst Hohenlohe sein 79., am Donnerstag Fürst Bismarck sein 83. Lebensjahr angetreten. Beiden hat Kaiser Wilhelm seine herzlichsten Glückwünsche ausgesprochen; mit der bevorstehenden Kanzlerkrise, von der einige Blätter fäseln, ist's also noch nichts, ebensovienig wie mit der kaiserlichen Ungnade, die sich unser Bismarck durch seine freimütigen Äußerungen zugezogen haben soll.

Die Entscheidung über die Frage: „ob Krieg, ob Frieden im Orient?“ ist noch immer nicht gefallen, und Europa kann abwarten, was der Frühling bringen mag. Es ist möglich, daß es bei den unausgesetzten andauernden Feindseligkeiten auf der Insel Kreta schließlich kein Verwenden haben wird, aber es ist auch nicht zu verkennen, daß die Friedenssicherheit an einem seidenen Faden hängt, der in

jedem Augenblick von einem griechischen Säbel durchschnitten werden kann.

Unser Reichstag ist nach der endgültigen Annahme des neuen Reichshaushaltes, die gerade noch in allerletzter Stunde erfolgte, zur Beratung der neuen Vorlage über die Organisation des Handwerks übergegangen. Der Gang der Verhandlungen läßt heute schon erkennen, daß es diesmal nicht bei den üblichen Reden bleiben, sondern daß der Gesetzentwurf im Reichstag eine Mehrheit finden, also zum Gesetz erhoben werden wird. Es bleibt ja natürlich eine offene Frage, wie groß der Nutzen zu bemessen sein wird, der hieraus für das Handwerk entsteht, aber der Wert und die Notwendigkeit der Organisation ist nun einmal nicht in Abrede zu stellen. In den Großstädten ist das Handwerk heute schon im offenkundigen Aussterben begriffen, es wird auch anderswo in Folge der immer tiefer sinkenden Rentabilität des Gewerbebetriebes dahin kommen, wenn nichts Ernstes geschieht. Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe hat einen Tag vor dem Fürsten Bismarck seinen Geburtstag gefeiert, der Kaiser und die Kaiserin haben dem leitenden Staatsmann persönlich gratuliert. Von den Krisengerüchten ist es wieder ganz still geworden, nur der Staatssekretär von Hollmann, der seine neuen Schiffe auch in der dritten Etatsberatung nicht bewilligt erhalten hat, dürfte nach einem längeren Urlaube seinen Posten aufgeben. Im preussischen Abgeordnetenhaus hat man sich mit der Etatsberatung und kleinen Vorlagen beschäftigt. Etwas Bedeutenderes ist dabei nicht zu Tage getreten.

In Frankreich wird von den Arton-Entfaltungen man nicht zu hochgepannte Erwartungen hegen dürfen. Die Leute, die man bisher verhaftet hat oder verdächtigt, haben vielleicht im ganzen zwei Millionen in die Tasche gesteckt. Was will eine solche Summe neben den Hunderten von Millionen besagen, deren „Entwendung“ — man kann es kaum anders nennen! — den Panama-Krach und den Ruin zahlloser kleiner Sparrer zur Folge hatte! „Alles für das Volk und alles durch das Volk“ — nach dem alten Wahlspruch der Republikaner! Daß die amtliche parlamentarische Untersuchung, falls es überhaupt dazu kommt, irgend ein namhaftes Ergebnis haben würde, ist zu bezweifeln. Vieles ist nach so langer Zeit gar nicht mehr zu beweisen. Außer den Parlamentariern müßten ja auch zahlreiche Mitglieder der Presse, Unternehmer usw. zur Verantwortung gezogen werden. Viele davon sind tot, andere nicht mehr im Amte, wieder andere haben ihren Raub längst in Sicherheit gebracht. Es kann sich also höchstens um eine moralische Wirkung, um eine Scheinbefriedigung des öffentlichen Rechtsgefühls handeln. Aber das kann auch keinen großen Nutzen bringen. Die herrschende französische Gesellschaft leidet nämlich nicht nur an einigen hochgestellten Spitzbuben, sondern sie ist durch und durch krank, und die Kur müßte eine gründlichere sein, als es ein neuer Panama-Prozeß sein kann. Nur ein

Verschwinden.

Erzählung von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Sie sparen dadurch allerdings an Transportkosten, um die das Erbtheil geschmälert würde,“ sagte Wolfgang fastlässlich.

„Und wo man in der heutigen Zeit sparen kann, da soll man es thun!“ antwortete Mirbel lächelnd. „Die Geschäfte gehen augenblicklich sehr schlecht und Ausflüchte zu einer baldigen Besserung sind leider nicht vorhanden. Sie als Künstler werden das auch erfahren haben.“

„Was?“ fragte Wolfgang, dem die Unterhaltung mit diesem materiellen Menschen peinlich wurde.

„Daß die Zeiten schlecht sind!“

„Ich kann Ihnen darüber nichts sagen, ich bin nicht handlungsreichender und komme mit solchen Leuten auch nicht in Berührung. Was nun noch weiter in der von Ihnen angeregten Angelegenheit zu thun ist, das bitte ich Sie, mit meinem Vntel zu ordnen.“

Andreas Mirbel sah ihn starr an und nahm seinen Hut.

„Sehr wohl,“ sagte er verwirrt; „Herr Gottfried Berninger, nicht wahr?“

„Firma: Gottfried Berninger und Söhne.“

„Kaufmann also? Desso besser! Ich danke Ihnen und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

„Erbärmlicher Geselle!“ sagte Wolfgang, nachdem er die Thüre hinter dem jungen Manne geschlossen hatte, dann wanderte er lange auf und nieder.

Die Lust zur Arbeit war ihm vergangen, die unerwartete und unangenehme Entdeckung, daß die Leiche

seines Vaters noch immer nicht gefunden war, regte ihn in hohem Grade auf.

Durch diese Entdeckung war auch die Behauptung, daß die Leiche seines Vaters beraubt worden sei, hinfällig geworden, und die Schlussfolgerungen, die daraus sich ergaben boten den Vermuthungen Elsa's neue Stützen.

Daran, daß Schlickum schuldlos verurtheilt worden sei, wollte er nicht glauben trotz aller Behauptungen Elsa's die ihn nicht überzeugen konnten, es sprachen zu viele Gründe für die Schuld, Gründe, deren Unhaltbarkeit bewiesen werden mußte, wenn sie ihre Bedeutung als Fundament für die Anklage verlieren sollten. Aber was half es auch, ob er sich den Kopf darüber zerbrach, er nahm ebenfalls seinen Hut und ging hinaus, um sich in die Kunstausstellung zu verfügen, der er vor einigen Tagen sein neuestes Gemälde überfandt hatte.

Es waren nur wenige Personen in den Sälen, Wolfgang wanderte langsam an den Gemälden vorbei, denen er nur eine flüchtige Aufmerksamkeit widmete.

Vor seinem eigenen Bilde standen zwei Herren, in dem einen der Beiden erkannte er den Sekretär der Kunstausstellungs-Kommission, und als er näher kam, trat der Letztere lebhaft auf ihn zu.

„Hier ist der Künstler selbst,“ sagte er, „Sie werden mit ihm besser und rascher verhandeln können, wie mit mir.“

Der Fremde begrüßte Wolfgang und betrachtete ihn mit einem prüfenden Blick.

„Herr Wolfgang Berninger?“ fragte er.

„Wolfgang verbeugte sich leicht.“

„Ich bin Graf Kesseldorf und ein spezieller Verehrer ihres schönen Talents,“ fuhr der Fremde fort. „Als ich vor einigen Wochen die Ausstellung besuchte, fand ich hier

ein anderes Bild von Ihnen, das mir in hohem Grade gefiel. Ich veräußerte damals, es anzukaufen und bereue das jetzt zu spät.“

„Das Bild hat bereits einen Käufer gefunden,“ erwiderte Wolfgang.

„Ich hörte das und es wundert mich nicht. Aber dieses Bild ist wohl noch zu haben?“

„Jawohl.“

„Welchen Preis fordern Sie dafür?“

„Sechshundert Thaler.“

„Gut, es ist mein Eigenthum,“ sagte der Graf, indem er ein Portefeuille aus der Tasche holte und ein Packetchen Banknoten herausnahm. „Ich werde meine Adresse hier zurücklassen und darf alsdann wohl auf gute Verpackung und prompte Uebersendung rechnen?“

„Gewiß,“ erwiderte Wolfgang erfreut, während er das Geld in Empfang nahm, „ich werde gewissenhaft dafür Sorge tragen.“

„Besitzen Sie noch andere Gemälde?“

„Augenblicklich nicht, dasjenige, an dem ich arbeite, ist bestellt.“

„Nun es freut mich, daß Ihre Arbeiten gesucht sind,“ unterbrach ihn der Graf in wohlwollendem Tone. „Ich wünsche noch einige Gemälde zu kaufen, wenn ich um Ihren Rath bitten dürfte.“

„Ich stehe mit Vergnügen zu Diensten!“

„So kommen Sie, ich habe wenig gefunden, was mir gefällt, es sind meist flüchtige Arbeiten, die den Stempel der Wache tragen.“

„Wolfgang zuckte die Achseln und folgte dem alten Herrn, der jetzt die Bilder bezeichnete die er gewählt hatte.“

In dieser Auswahl befandete sich ein so gediegener

Beispiel: Drumont ist seinerzeit zu drei Monaten Gefängnis verurtheilt worden, weil er Burdeau angriff. Und doch erklärte jetzt (wie schon erwähnt) Herr Le Poittevin im Kammerauschuß: „Ich habe den Beweis, daß Herr Burdeau in der Kammer den Wegweiser Artons war, daß er diesem die zur Bestechung geeigneten Deputirten bezeugte und dafür die Summe von 50 000 Franken erhielt.“ Nun denn, eben diesen Burdeau wählten sich die Deputirten zum Präsidenten, er wurde — Finanzminister (!) ein Waldeck-Rousseau verteidigte ihn vor Gericht. Gastimir Perier wohnte als Präsident der Republik seinem auf Staatskosten erfolgenden Begräbniß an, und doch wußten viele, um nicht zu sagen, alle, daß Burdeau nichts weniger als makellos war. Sie gingen indessen einfach darüber hinweg. Dieser Seelenzustand nun ist das Bedenkliche, und was kann dagegen die gerichtliche Abschachtung von einigen Sündenböcken helfen?

Der Führer der Wiener Antisemiten und bisheriger erster Vize-Bürgermeister der Kaiserstadt an der Donau wird nun erster Bürgermeister werden, nachdem der Inhaber dieses Postens, Professor Strohbach sein Amt niederlegte; die Bestätigung durch den Kaiser und die Regierung wird für diesmal nicht bezweifelt. In der Thronrede zur Eröffnung des österreichischen Abgeordnetenhauses wird auch der internationalen Politik in sehr maßvoller Weise gedacht. Das Schriftstück hat viel Beifall gefunden, doch fehlten leider die energischen Thaten der Großmächte. In Italien bereitet man sich zur ersten Session der neu gewählten Volksvertretung vor; die allgemeine Anschauung geht dahin, daß Premierminister Rudini von seiner neu errungenen Mehrheit keine große Freude haben und daß die Zahl seiner Getreuen bald wie Schnee an der Sonne zusammenschmelzen wird, sobald diese Vertreter des Volkes erkennen, daß die ihren eigenen Taschen geltenden Wünsche sich beim besten Willen nicht erfüllen lassen. Aus Aegypten kommen allerlei Meldungen, welche ja an und für sich keinen Grund zu Besorgnissen geben, aber doch erkennen lassen, daß König Menelik auf die Wiedergewinnung des in italienischen Händen befindlichen Massauah noch lange nicht verzichtet hat.

Die Kretasfrage ist in den letzten Tagen in der Hauptsache zur Blockadefrage geworden. Daß weiter blockirt werden soll, darüber scheint man in der Hauptsache einverstanden zu sein; fraglich ist nur, wo angelegt werden soll, um das widerpenstige Griechenland zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Der Gebante an den Hafen von Volo ist offenbar gänzlich fallen gelassen worden. Dagegen sprechen telegraphische Nachrichten aus Wien und London von einer Blockade des Golfs von Athen und der griechischen Küste überhaupt. Die Wiener Meldung will von einer Zustimmung Englands und die Londoner sogar von einer Uebereinstimmung aller Mächte wissen. Doch giebt eine weitere Mittheilung aus London zu denken, nach welcher dort seit der Abwesenheit Salisburys über die Lage im Osten die größte Unklarheit herrsche. Mit den Angaben von der Blockade des Piräus kreuzten sich dort Behauptungen über eine neuerdings gemilderte Haltung Russlands gegenüber Griechenland, die dem König von Griechenland den Befehl Kretas unter türkischer Hoheit oder die Bestallung des Prinzen Georg möglich erscheinen ließen. Aber wenn nun auch wirklich einmal Ernst gemacht werden sollte und es in der That zu einer Blockade der griechischen Küste käme, so liegt doch die Hauptgefahr in den an der türkischen Grenze stehenden griechischen Truppen, die gegebenenfalls sich durch keine Gewalt der Befehlshaber jäheln lassen werden. Ein bedenkliches Anzeichen hierfür bilden auch die jubelnden Hochrufen auf den Krieg, mit denen die Ansprache des Kronprinzen von den Soldaten beantwortet wurde. Nicht minder giebt zu Befürchtungen in dieser Richtung Anlaß das nahe bevorstehende griechische Nationalfest, bei dem der Ausbruch der überhäumenden nationalen Begeisterung leicht die bedenklichsten Folgen haben kann.

Kunststinn und so seiner Geschmacks, daß Wolfgang es sich zur Ehre rechnen mußte, sein Bild im Besitze dieses Mannes zu wissen.

„Sie haben in der That die Perlen der ganzen Sammlung gewählt.“ sagte er, „damit will ich indes keineswegs behaupten, daß es die einzigen seien, die Kunstwerth besitzen.“

„Gewiß nicht.“ erwiderte der Graf lebhaft, „so habe ich zum Beispiel vorhin ein kleines Aquarellbild gesehen, das mich in hohem Grade anspriecht; ein Blumenstück, in den einzelnen Farben geschmackvoll gruppiert und wunderbar fein ausgeführt.“

„Wo haben Sie es?“ fragte Wolfgang rasch.

„Kommen Sie, ich werde Sie hinführen.“

„Kennen Sie den Namen des Malers?“

„Nein, ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht die Hand einer Dame es gemalt hätte.“

Wolfgang konnte seine Erregung kaum verbergen, er hatte bisher vergeblich sich nach diesem Bildchen umgesehen und bereits die Hoffnung verloren, daß Comtesse Starenfels seinen Rath befolgen und es ausstellen werde.

Auch darüber hatte er sich Sorgen gemacht, da er den Grund nicht kannte, der Hermine veranlaßte, von der Ausführung ihres Vorhabens abzusehen.

Jetzt stand er vor dem Bildchen, und beim Anblick des selben tauchte das seine, liebliche Antlitz der Malerin vor seinem geistigen Auge auf.

„Den Namen des Malers, oder der Malerin werden wir mit leichter Mühe erfahren können.“ sagte der Graf.

„Ich kenne ihn schon.“ erwiderte Wolfgang mit erzwingener Ruhe.

„So haben Sie das Bild früher schon gesehen?“

„Ja, aber nicht in der Ausstellung.“

„Ist es eine Dame?“

„Comtesse Hermine v. Starenfels.“

„Starenfels?“ erwiderte der Graf überrascht. „Warten Sie einmal, dieser Name ist mir bekannt — ganz

Richtig durchgeführt hat Mac Kinley, der neue Präsident von Nordamerika, seinen Willen. Die Gefekgebungs-Maschine in Washington scheint frisch geölt. Der neue hohe Zolltarif ist von dem Repräsentantenhaufe angenommen. Unzweifelhaft wird unseren Fabrikanten durch ihn Schaden verursacht, aber jedenfalls nicht in der vielfach befürchteten Weise. So nötig wie früher brauchen wir die Herren Nordamerikaner denn doch nicht mehr, und was sie von uns haben müssen, werden sie schließlich kaufen, wenn auch ein paar Dollar Zoll mehr auf der Waare liegt. Bei den Plauischen Waaren soll es zudem mit der Zollerhöhung gar nicht so schlimm sein.

Die Pest in früherer Zeit. (Schluß.)

Der Ansteckungsstoff der Pest ist noch völlig unbekannt, er wird nicht nur durch Berührung, sondern auch durch die Luft übertragen, und dies ist gewiß die häufigste Art der Ansteckung. Auch die von den Kranken benutzten Betten, Wäsche u. a., auch Handelswaren wie Baumwolle, Seidenstoffe u. dergl. können den Ansteckungsstoff aufnehmen und an bisher pestfreie Orte bringen, und ist es nicht unwahrscheinlich, daß gerade durch diese Handelswaren die Pest aus dem Orient nach Europa eingeschleppt worden ist. In den allermeisten Fällen scheint die Pest innerhalb 7 Tagen nach der Aufnahme des Ansteckungsstoffs in den Körper auszubrechen, in vielen Fällen aber dauert dieses sogenannte Inkubationsstadium nur 2 bis 5 Tage und in sehr vereinzelten Fällen auch wohl bis zu 15 Tagen. Dieser Umstand ist natürlich für die Feststellung der Quarantänezeit von der größten Wichtigkeit. Die in Armuth und Elend lebenden Volksklassen werden von der Pest am häufigsten ergriffen. Merkwürdigerweise scheinen manche Beschäftigungsweisen ganz verschont zu werden, besonders solche, welche viel mit Wasser zu thun haben, noch mehr aber die Delträger, Oel- und Fett Händler. Der Verlauf beginnt bald mit örtlichen Zufällen, Kopfschmerzen, Schüttelfrost, Fieber, dann mit Fieber und den Zeichen der Allgemeinerkrankung folgen, bald mit Frost, Mattigkeit, Kopfschmerz, Ohrenschmerzen und Schwindel, Angstgefühl, verstopfem Stuhl, Appetitmangel, beschleunigtem Athem und Pulsschlag, heißer Haut, bismellen Erbrechen und Durchfall u. a. Die Pestbeulen (angegeschwollene und vereiterte Lymphdrüsen) erscheinen am häufigsten in den Weichen, seltener unter den Achseln, im Nacken oder unter dem Ohr als rundliche Geschwülste mit oder ohne Rötzung der darüberliegenden Haut. Sie verursachen meist lebhafteste stechende Schmerzen, wachsen bis zur Größe eines Taubeneies und darüber und gehen dann gewöhnlich in Eiterung, Verjauchung und Brand über, die Pestkarunkel entsteht aus einzelnen festsitzenden roten Flecken, die oft unter stechenden Schmerzen hier und da auf der Haut, besonders der Beine, erscheinen, später zu größeren bläulichen Flecken anwachsen, verhärten, ein Bläschen an der Spitze zeigen und endlich in einen Brandhof mit lebhaft entzündetem Hof übergehen, unter welchem Haut und Muskeln brandig zerstört werden. Nach dem Auftreten dieser örtlichen Pestmale steigert sich gewöhnlich das Fieber zu heftigen typhusähnlichen Symptomen, es tritt ein hochgradiger Verfall der Kräfte ein, und es erfolgt dann entweder der Tod unter schlafähnlichen oder mit andauernder Bewusstlosigkeit einhergehenden Hirnzufällen, oder auch durch Blutungen, Entkräftung und Bluterregung, oder es tritt unter Eiterung der Beulen und Abstoßung der Brandhöfe allmähliche Genesung ein. Die Dauer der Krankheit ist wahrscheinlich 5 bis 6 Tage, manche Epidemien töden jedoch schon unter den Erscheinungen der intensiven Blutvergiftung in den ersten 24 Stunden. Tritt Genesung ein, so zieht sich diese durch Wochen und Monate hindurch. Die Prognose der Pest ist eine sehr schlechte. Die Vorbeugungsmittel gegen die Krankheit sind theils allgemeine, theils individuelle. Zu ersteren gehört die von allen seefahrenden Küstenvölkern, besonders am Mitteländischen Meer, eingeführte Quarantäne. Das sicherste Vorbeugungsmittel wäre wohl die Einführung von sanitätspolizeilichen Maßregeln in den Ländern, wo sich die Pest selbstständig entwickelt, namentlich also in Aegypten. Der einzelne von der Pest Bedrohte muß sich möglichst absondern von dem Verkehr, besonders von dem mit unreinlichen Volksklassen, vermeide, wenn möglich den Umgang mit Pestkranken und halte sich fern von deren Wohnräumen, Betten und Kleidungsstücken. Das Einreiben des Körpers mit Baumöl verdient als Schutzmittel versucht zu werden. Die Behandlung der Pestkranken muß in der Hauptsache eine diätetische sein. Man sorge für reine, frische Luft, wende das frische und reinliche Wasser innerlich und äußerlich an, gebe Limonaden und andere kühlende Mittel. Tritt Genesung ein, so muß man beizeiten für Darreichung einer nährenden und leichtverdaulichen Kost sorgen.

recht Graf Starenfels verlor sein Vermögen in einer Aktienpekulation, er soll ganz verarmt sein.“

„Leider ist es so.“ erwiderte Wolfgang, die Brauen zusammenziehend, diese unerwartete Aenderung in den Vermögensverhältnissen hat auch dann die Comtesse bewogen, ihr reiches Talent auszubilden.“

Der alte Herr schüttelte bedauernd das Haupt, sein Blick ruhte unverwandt auf dem Bilde.

„Sie sind wohl mit der Comtesse befreundet fragte er.“

„Ich hatte die Ehre, ihr Lehrer zu sein.“

„Dann werden Sie auch Ihr Freund sein.“ scherzte der Graf.

„Ich habe dieses Glück nicht mehr.“

„Verloren Sie es durch Ihre eigene Schuld?“

„Durch die Schuld meiner Eltern.“ erwiderte Wolfgang in hartem Tone; mein Vater konnte mir nur einen bürgerlichen Namen geben.“

„Und das sollte wirklich der Grund sein?“ sagte Graf Kesseldorf zweifelnd. „Adelt denn nicht die Kunst Ihren Namen?“

„Vielleicht ist es weniger ihre Schuld, als die Schuld ihres alten Hausfreundes, des Herrn Major v. Selbach.“

„Wetter, Major v. Selbach!“ rief der Graf. „Mein alter Jugendfreund! Ja der ordnete Alles den Vorurtheilen seines Standes unter, im Uebrigen aber war er ein herzenguter Mensch. Ich interessire mich für Sie, Herr Berninger und wenn Sie mir die Sachlage ausführlich mittheilen wollen, so könnte ich Ihnen vielleicht einen guten Rath geben. Oder wissen Sie was, ich kaufe das Bildchen und Sie überbringen der Comtesse das Honorar.“

„Ich würde das sehr gerne thun, wenn ich wüßte, wo die Comtesse wohnt.“

„Auch das wissen Sie nicht einmal?“

„Ich habe keine Ahnung davon.“

„Na, erzählen Sie, ich werde daraus noch nicht klug.“

Kurze Mittheilungen.

— **Lüdenscheid**, 5. April. Infolge der Bestimmung, daß das gesamte deutsche Heer neben der Landesgarde nun auch die deutsche Gendarmerie zu tragen hat, herrscht in den hiesigen Metallwaaren-Fabriken eine fieberhafte Thätigkeit, um allen Bestellungen, die in Gendarmerie gemacht, gerecht zu werden. Die Aufträge hierin laufen massenhaft ein und sind die Fabriken nicht immer im Stande, die verlangte Lieferungsfrist einzuhalten, sodaß sie vielfach gezwungen sind, bedeutende Bestellungen zurückgehen zu lassen.

— **Selskirk**, 2. April. Auf Zechen Alma in Niedersdorf stürzte heute Vormittag das Schuttbach der neuen Koks-Ofen ein. 37 Arbeiter wurden unter den Trümmern begraben, einer erschlagen, sieben schwer, andere leicht verletzt.

— **Naghen**, 2. April. Die Explosion einer Petroleumlampe hat in Haaren den Tod eines siebenjährigen Knaben herbeigeführt. Das ausfließende brennende Petroleum hatte die Kleider des Jungen entzündet, der so schwere Brandwunden davontrug, daß er denselben nach zweitägigen Qualen erlag. Der Verunglückte ist der Sohn eines Fabrikarbeiters.

— **Dr. Fritz Hofmann** ist Freitag früh mit seiner Gattin in Berlin eingetroffen. Auf dem Bahnhof Friedrichstraße wurde er von dem schwedischen Gesandten und dem Vorstand der Gesellschaft für Erdkunde begrüßt und nach dem Palasthotel geleitet. Frau Hofmann nahm mit verbindlichen Worten die ihr überreichten Blumenpenden entgegen. Am Sonntag hat der Kaiser Herrn Hofmann im Schloß empfangen.

— **In Berlin** starb in der Klinik dieser Tage in Folge eines Marterbisses der 18 jährige Sohn des Handelsmannes Gerdes aus Friedrichsfelde. G. hatte, um den gefährlichen Taubenstich zu fangen, auf dem Taubenboden eine Falle aufgestellt. Das winfelnde Geheiß des auch in die Falle gegangenen Thieres lockte seinen Sohn herbei, der die Unvorsichtigkeit beging, den Marter mit der linken Hand am Genick zu packen. In seiner Wuth biß sich nun das Raubthier in die Hand des jungen Mannes fest, der vor Schmerz zusammenbrach. Der herbeieilende Vater konnte nur mit Mühe das Thier losmachen.

— **Jever**, 31. März. Von hier aus ging dem Fürsten Bismarck folgender Glückwunsch zu: „De Welt ward old, de Tied vergeiht, Dankbarkeit aver un Trö beleiht; so schickt veel Glückwunsch mit Hart un Hand, of hilt die Getreuen von Jeverland.“

— **Wien**, 3. April. Johannes Brahms der bekannte Klaviervirtuose und Komponist, ist heute Morgen im Alter von beinahe 64 Jahren gestorben.

— **Bern**, 1. April. Zu einem Raubmord im Postwagen des Nachtzuges Genf-Bern wird gemeldet: In einem dem Verhagen-Transport dienenden Postwagen des Schnellzuges Genf-Bern ist in der letzten Nacht der Schaffner Angst aus Zürich durch einen Revolverbeschuss ermordet worden. Die Postkiste waren aufgeschnitten und ihres Inhaltes beraubt. Der geraubte Betrag ist noch nicht bekannt. Angst war im Postwagen allein und nahm zuletzt in Laujanne Sendungen entgegen. Der Wagen ist zwischen Laujanne und Bern nicht mehr geöffnet worden. Das Verbrechen ist also auf dieser Strecke begangen worden. Von dem Thäter fehlt bis jetzt noch jede Spur.

Aus Laasphe und Umgegend.

Laasphe, 4. April. (Bismarckfeier.) Trotz der vielen feierlichen Tage, die uns das erste Quartal des laufenden Jahres beehrte hat, scheint doch noch keine Festesmüdigkeit zu herrschen, wenn es sich um eine patriotische Feiertagsfeier handelt, oder wenn es gilt, einen Mann zu ehren, der durch seine Politik der Baumeister des Deutschen Reiches wurde. Die Feier seines Geburtstages hat gezeigt, wie er von der Liebe des deutschen Volkes getragen wird. In ganz Deutschland wurde der Tag feierlich begangen, an dem das deutsche Volk getreuer Eckhardt geboren wurde. Und so hatte sich auch am Samstag Abend im Wittgensteiner Hofe hierseits eine stattliche Anzahl hiesiger und auswärtiger Bismarck-Verehrer versammelt, um den Geburtstag des Alt-Reichstanzlers feierlich zu begehen. Herr Bürgermeister Koop gedachte in kurzen aber feinen Worten unseres Kaisers und brachte ihm das erste Hoch. Se. Durchlaucht der Fürst von Bismarck wurde von Herrn Rektor Großmann in schwungvoller Rede gefeiert. Die Abendung eines Glückwunsch-Telegramms an den Fürsten fand allseitige freundliche Zustimmung. Unter dem ausgerechneten Präsidium des Herrn Amtsrathes Frese entwickelte sich recht bald eine sehr animierte Stimmung. Die musikalischen Darbietungen der Herren Loos, Jung, Schuppert und Schröder wurden mit großem Beifalle aufgenommen. Erst in den frühen Morgenstunden erreichte die sicherlich allen Theilnehmern in angenehmer Erinnerung bleibende Feier ihr Ende.

Dazu war Wolfgang gern bereit, er berichtete seine früheren Beziehungen zu Hermine v. Starenfels und seine letzte Unterredung mit dem Major ausführlich, und der Graf der ihm schweigend zuhörte, konnte fast aus jedem Wort die Liebe des jungen Mannes entnehmen.

„Also so liegen die Dinge?“ sagte er, als der Maler schwieg. „Ich glaube Ihnen die Versicherung geben zu können, daß die Schuld einzig und allein an dem Herrn Herrn Major liegt.“

„Comtesse Starenfels hätte mir schreiben können!“

„Um, von einer jungen Dame kann man das nicht verlangen.“ scherzte der alte Herr, „zudem mag Comtesse von Starenfels nicht einmal wissen, was Sie fernhält. Es bleibt dabei, das Bildchen kostet zwanzig Louisd'or, ich kaufe es und Sie bringen ihr das Geld. Die Wohnung der Dame werden wir ja hier erfahren, sagen Sie der Comtesse, ich wünsche ein ähnliches Bild als Pendant zu diesem von ihr recht bald zu erhalten, natürlich muß es, um dem Zweck zu entsprechen, dieselbe Größe und dasselbe Format haben.“

„Ich bin Ihnen für diesen angenehmen Auftrag sehr dankbar, aber ich fürchte —“

„Daß Sie ihn nicht ausführen können? Da ist ja der Herr Sekretär, ich werde ihn fragen. Bitte, mein Herr, einen Augenblick.“

Der Sekretär kam rasch näher, einen so hohen Gönner der Ausstellung durfte man nicht warten lassen.

„Ich habe sechs Delgemälde und dieses Aquarellbildchen gekauft.“ sagte der Graf, „hier ist eine kurze Notiz, aus der Sie das Nöthige erfahren werden. Die Bilder bitte ich gut verpackt an diese Adresse abzugeben, Herr Berninger hat bereits sein Honorar empfangen und der Malerin dieses Aquarellbildchens werde ich selbst es einhändigen, das Geld für die übrigen Gemälde erhalten Sie heute oder morgen durch meinen Bankier, dem Sie gefälligst Quittung darüber geben wollen.“

Der Sekretär verbeugte sich tief.

(Fortsetzung folgt.)

Nähmaschinenöl
in prima Qualität wieder einge-
troffen bei
E. Aschke. **Friedr. Schäfer.**

